

Eröffnungsrede zur Ausstellung: „ZEITRÄUME – Arbeiten
von acht Künstlern“ im Offenen Haus der Evangelischen Kirche
Darmstadt, 29. Oktober 2013

Nachträglich ist es schwer zu glauben, daß Raum und Zeit je getrennt gedacht worden sein sollen. Selbst wenn wir, meine sehr verehrten Damen und Herren, mittels unserer Basiskenntnisse in Geometrie einen abstrakten Raum entwerfen, laufen wir den dabei mit dem Stift, mit den Augen, in Gedanken ab, und das braucht ein bißchen Zeit. Und wann immer wir dem Zeitvergang ausgesetzt sind, lebenslang doch wohl, geschieht das in irgendeinem räumlichen Kontext, im Wachen wie sogar im Traum. Da nimmt es nicht Wunder, daß das von Albert Einstein in seiner Relativitätstheorie vorgestellte Raum-Zeit-Kontinuum seither zur allgemein anerkannten Tatsache geworden ist, auch wenn kaum ein Laie die letzten Konsequenzen versteht, die sich für unser Bild von Wirklichkeit, namentlich auf kosmologischer Ebene, daraus ergeben.

Ebensowenig erstaunt es, eine Einladungskarte zu einer Ausstellung im Briefkasten zu finden, die „Zeiträume“ betitelt ist. Da hätten wir beide Komponenten des Einstein'schen Geniestreichs, und gleich so fest ineinander verschraubt, daß man schon einen Schweißbrenner bräuchte, sie zu trennen. Auch das ein Wort, das fest in unseren Sprachschatz eingebürgert ist. Im Duden definiert als „mehr oder weniger ausgedehnter, vom Wechsel der Ereignisse und Eindrücke ... erfüllter Teil der Zeit“. Darin ist bereits angedeutet, was mir rasch klar wurde, als ich vor ein paar Monaten erfuhr, „Zeiträume“ sei das Motto der diesjährigen Herbst-Winter-Vortragsreihe und damit auch Ausstellung hier im Offenen Haus. Nämlich, daß es nicht um die mathematisch-physikalische, die quantitativ meßbare Zeit gehen kann, nicht um die rationalisierte, getaktete, am Zeiger der Uhr ausgerichtete, unabhängig von uns gleichmäßig fließende, sozusagen: objektive Zeit. Nein, es muß gehen um die vom Subjekt und subjektiv erlebte Zeit, die relativ ist, weil eine Stunde dabei so eilig verfliegen kann wie eine Minute und eine Minute sich so endlos dehnen kann wie eine Stunde, und relational, weil wir uns in ihr bewegen als auf bestimmte Ziele hin Handelnde, Fühlende, Planende. Eine Zeit, die in Gegenwart und Vergangenheit und womöglich bereits Zukunft besetzt ist mit bestimmten Qualitäten.

„Weil wir uns in ihr bewegen“ - habe ich gesagt. Tatsächlich ist die reale Bewegung das, was zwischen Raum und Zeit vermittelt, was uns zurückgelegte Spannen in Raum und Zeit simultan und wechselseitig verdeutlicht. Das Wort „Zeiträume“ entpuppt sich freilich als wunderbar anschauliche Metapher. Ich höre es, und ich habe die Vorstellung, als sei mein Leben ein Haus voller Zimmer, durch die ich mich jetzt – unglaublich – schon 64 Jahre

bewegt habe, dabei immer mal neue Türen vor mir aufstoßend, alte hinter mir zuklappend. Manche Zimmer waren groß, so üppig möbliert, daß ich es mir wohnlich darin eingerichtet habe, zuweilen mich gar in der Illusion wiegend, es könnte für immer sein. Andere Räume erwiesen sich als merkwürdig eng und kahl und zugig, im nachhinein eher Korridore auf dem Weg von einem Zimmer zum anderen: Schulzeit, Freundescliquen, Bundeswehr, Studium, ein paar kürzere und zwei, drei längere Liebesschaften, der Beruf schließlich so abwechslungsreich, als lief ich durch sieben Zimmer ständig im Kreis herum und stiege hier vor Hast mal kurz übers Sofa, dort durchs Bücherregal, anderswo mitten ins Goldfisch-aquarium. Andererseits bringt der Beruf mich in die privilegierte Situation, an den Lebenshäusern interessanter Zeitgenossen vorbeizukommen und mich, den professionellen Spanner, ein neugieriges Auge durchs Fenster in deren Räume werfen zu lassen. Weswegen ich mir gar nicht groß den Kopf zerbrechen mußte, um die Künstlerliste für die heutige Ausstellung zusammenzustellen. Mit allen von ihnen hatte ich über die letzten Jahre intensiv genug zu tun, daß ich wußte: entweder sie haben etwas ganz Bestimmtes im Depot, das sich perfekt auf „Zeiträume“ reimt, oder sie arbeiten ohnehin bevorzugt im Umfeld unseres Themas.

So wie Katharina Sommer. Ich beginne mit ihr, weil sie tatsächlich das Bild eines Raums beige-steuert hat, der sich auf den ersten Blick als, im Verhältnis zum Hier und Jetzt, zeitentrückt gibt. Der Ausstattung nach ein gründerzeitliches Interieur, repräsentativ bis in die üppigen Blumenvasen und die Landschaftsbilder, die zum dominanten Sepia den Kontrast von drei Sorten Blau setzen und damit einen Hauch von Sehnsucht und Weite und Transzendenz in die vollgeräumte Enge. Ein Zimmer ohne Menschen. Was eigentlich konträr ist zu den meisten der Sommer'schen Fotoübertragungen auf Leintuch, weil diese eben Menschen zeigen, mal in ihrer, wiederum epochentypischen Alltagsumgebung, mal aber auch isoliert wie die aus dem Dreißiger-Jahre-Klassenverband herauslösten Einzelporträts von Mädchen. Jedes von ihnen schaut irgendwie unbehaglich drein, trotzig, fehl am Platz, wenn nicht gar verhärtet und ärmlich. Es kommt einem Akt des Trosts und der Besänftigung gleich, der Zuwendung über den Abgrund der Zeit hinweg, wenn die Künstlerin ins monochrome Bild mit buntem Garn eingreift, um den Mädchen Schleifenschmuck ins Haar oder ans Kleid zu nähen. Anrührend, ohne ins Rührselige abzurutschen. Aus einer ähnlichen Quelle schöpft Gabriele Nold ihre Motivvorlagen: dem Fotoalbum der eigenen Familie ebenso wie der ihres Mannes. Was dort schwarzweiß ist, bindet sie ein in eine zurückhaltend farbige Malerei, vielschichtig sowohl von der Lasurentchnik wie auch von der kompositorischen Anlage. So wird das Nostalgie-Potential, das in der Kleidung und den

Frisuren der beiden Verwandten steckt, die einander so stürmisch umarmen, ausgebreitert von der Schrägflucht gänzlich anonymer, standardisierter Fassaden, die sich collagehaft unvermittelt in die Szene drängen. Unbestimmtes, oft autonomes Blau oder Grün, Atmosphärisches spielt eine große Rolle. Im Extremfall sogar die jähe Aussparung wie auf der kleinen Leinwand mit dem strohbehüteten Mann im Sommerhemd, dem offenbar der Rasenmäher abhanden gekommen ist. Und der jetzt mit den Armen verbissen gegen das Nichts anschiebt wie ein Sisyphos der Schrebergartenkolonie. Im ganz anderen Medium leistet Zygmunt Blazejewski Erinnerungsarbeit. Genauer gesagt: Trauerarbeit. Seine Installation „In Memoriam Uli. Über den Tod ... hinaus“ gedenkt eines kürzlich verstorbenen Freundes und zeigt uns, daß die Farbe der Trauer auch mal Weiß sein kann und daß wir den verwaisten Spiegel jetzt selber füllen müssen. Mehrteilig ist auch die zweite Installation, deren rote Hieroglyphen einen Flächentanz veranstalten. Das vergoldete Hamsterrad fasse ich als ironische Mahnung auf, wie wir die uns zur Verfügung gestellten Zeiträume besser nicht füllen. Time is so much more than money. Das Objekt ist ausgeliehen aus einem laufenden Projekt des Künstlers, der sich von einem ganzen Berg Objekte, die ihn privat wie beruflich über viele Jahre begleitet und belastet haben, verabschiedet, indem er sie mit Goldbronze adelt – bevor er sie entsorgt. Aber zuvor wird er aus ihnen eine weitere Installation aufbauen, für die er den Namen „Thanks to material“ bereits parat hat. Wir dürfen sozusagen schnuppern.

Mit Andreas Wald betreten wir nochmals motivisches Neuland. Seine Aquarelle, eigentlich kolorierte Zeichnungen, beschäftigen sich akribisch mit historischer Architektur, wohlge-merkt deren Außenansicht, deren Fassaden. Wieder ist der Ansatz das Gegenteil von nostalgischer Verklärung. Zustände des Übergangs sind Walds Spezialität. Als Realist führt er einen Abbruchplatz vor, wo möglicherweise jahrhundertealtes Fachwerk vom Fortschritt gefällt, zerfleischt, plattgemacht worden ist wie von einem Raubtier. Direkt daneben veranschaulicht er als Allegoriker, was Alexander Kluge einmal „Den Angriff der Gegenwart auf die restliche Zeit“ genannt hat: zwei moderne Gebäude, samt Firmenlogos, nehmen einen Altbau in den Schwitzkasten, bis ihm die Rippen krachen. Im Atelier hat Wald mich mit einem Gemälde beeindruckt, auf dem er die Nazi-Hinrichtungsstätte Plötzensee frei imaginiert – doch wäre das mehr Zeitpunkt als Zeitraum, so daß wir uns für eine andere Ausstellung vormerken. Den historisch-politischen Part hat diesmal Ute Doering inne. Ihre auf industriell nüchterne Alu-Träger gedruckten Fotomontagen kreuzen auf raffinierte Weise Postkarten aus diversen Städten der DDR mit dokumentarischen Aufnahmen aus der DMZ, dem entmilitarisierten Streifen Land, der Nord- und Südkorea trennt. Eine mutwil-

lige Paarung? Von wegen. „Lebendiger Geschichtsunterricht“, hat Gerd Wiunter beim gemeinsamen Atelierbesuch gesagt. Geht es doch in beiden Fällen um geteilte Nationen sowie gesellschafts- und mentalitätsprägende Zeiträume, von denen man nur im nachhinein wissen kann, daß sie nicht zwangsläufig Dauerzustand sein müssen. Die der Serie den Titel gebende Sehnsucht ist ein Gefühl, das wehrlos genug macht, um mit Geschäften und Propaganda übers Ohr gehauen zu werden, und stark genug, daß es Revolutionen auslöst. „In den Fotomontagen berühren sich gleichermaßen Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, wie auch die DMZ einen solchen Schnittpunkt der Zeiten repräsentiert, erläutert die Urheberin das ihrer Serie zugrundeliegende Konzept. So wie Ute Doering als ehemalige DDR-Bürgerin mit Autorität über die Zeiträume von Systemen in überpersönlichen Bildern reden kann, so darf Ralf Kopp es sich erlauben, uns Bilder vorzusetzen, die für ihn ganz persönlich von großer Bedeutung sind. Bewegte Bilder. Fernsehbilder, genauer gesagt. Eingelegt in Einmachgläsern schmücken seine „Konservate“ die Einladungskarte zu unserer Ausstellung, nicht zufällige Programmschnipsel, sondern so ausgewählt, daß sie für unterschiedliche Abschnitte in der Kopp'schen Biographie stehen: die Sendung mit der Maus; Lady Di's Tod; die Öffnung der Berliner Mauer; Raumschiff Enterprise; Nine-Eleven; das ZDF-Testbild. In Bezug auf seine Entwicklungsphasen alles seelisch-geistige Leitfossilien. Einerseits so kurz und prägnant wie möglich, andererseits als Endlosschleife an die ständige Präsenz der Vergangenheit im Hier und Jetzt erinnernd.

Erfahrungen sind gespeichert auch in den Kastenobjekten Georg Schragecks. Wenn aus deren von mattem Blei umkleideten Innerem Buntfarben aufleuchten, denkt man an Erfahrungen mit der Malerei. Denen sich Erfahrungen mit der Literatur hinzugesellen, entziffert man die ins nachgiebige Metall dieser Rolle oder jener Kapsel eingesenkten Buchstabenfolgen. Hat der Urheber dabei an eigene Bilder gedacht, vor Jahrzehnten gemalt, an Jugendgedichte, die zwischendurch mal verworfen waren? Nicht nur in seinen „Variationen über die Zeit“ zitiert sich Schrageck immer wieder selbst, als Menschen – und insofern, glaube ich, stellvertretend für uns –, dem die Kultur die zweite Natur ist. Der Griff zum statisch-schweren Material, die Bevorzugung von Andeutung und Fragment muß damit zusammenhängen, daß sein Grundton, bei aller geistigen Kontinuität, über die Jahre immer elegischer geworden ist. Aber es liegt in den bleiernen Kästen auch etwas Trotziges, als seien sie, weil immun gegen radioaktive Strahlung, dazu gedacht, ihren Inhalt unbeschadet der Zukunft zu überliefern. Und jetzt etwas Überraschendes: Karla Hönings Bilder in diesen Kontext zu stellen. Sehr gut hätte man sie doch in einem Atemzug mit Gabriele Nold und Katharina Sommer erwähnen können. Drehen doch auch ihre Bilder sich ums Men-

schenbild, behilft doch auch sie sich der Fotografie, wenn nicht als Ausgangsmaterial, so doch als Gedächtnisstütze. Aber durch ihre Vorliebe für Porträts alter, körperlich schwacher, im Extremfall dementer Menschen langt sie bei Positionen an, wo es um Konservate von Erfahrung geht, um Zeiträume, die sich uns preisgeben inkarniert in faltigem Fleisch und grauem Haar. Ihr Bildnis „Zhang Jing Min“ zeigt unzweideutig einen Greis, hinter dem ein Leben harter Arbeit liegt, abzulesen an den knubbelig gewordenen Händen. Und in der Tat, der Mann, der ihr in der tiefsten zentralchinesischen Provinz Modell saß, hat als Obstbauer die ganzen Turbulenzen der Geschichte seines Landes durchstanden. Doch drückt sein Gesicht deswegen Verbitterung aus? Nein, es scheint eine in Bescheidenheit sich eingerichtet habende Zufriedenheit zu sein, die einem frontal aus seinem Blick entgegenschlägt. Ein Blick, der ja auch den heftigen kobaltblauen Hintergrund aushalten muß. Die goldenen Ideogramme, in denen die Namen des Mannes und seiner Ehefrau aufleuchten. Und, nicht zu vergessen, die Parade poppig munter verpackter Süßigkeiten, die den Porträtierten flankieren, hergestellt unter anderem auf Basis der Apfelernten seines eigenen Dorfes.

Ach, fast kosmische Zeiträume ließen sich füllen mit Verweisen darauf, wie bildende Kunst und Literatur auf das Thema Zeit eingegangen sind, wie natürlich auch die zeitgebundenste aller Künste, die Musik, von der, wenn die letzte Note verklungen ist, nichts Greifbares mehr bleibt. Mit der schönsten Teil der Heiligen Schriften der Menschheit ist Dichtung über die Zeit. Wobei, je weiter man zurückgeht, das Konzept der zyklischen Zeit zunehmend die Oberhand gewinnt über das lineare Konzept, das wir uns mit dem Christentum zueigen gemacht haben, weil dessen Heilslehre ja auf ein einmaliges Ereignis hinausläuft: die Wiederkehr Christi am Ende der Zeiten. Nach zwei Seiten offen dagegen der Prediger Salomo: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Trachten unter dem Himmel hat seine Stunde./Geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, was gepflanzt ist,/.../Weinen und lachen, klagen und tanzen,/Steine zerstreuen und Steine sammeln, Herzen und ferne sein von Herzen,/Suchen und verlieren, behalten und wegwerfen,/Zerreißen und zunähen, schweigen und reden,/lieben und hassen, Streit und Friede hat seine Zeit.“ Der amerikanische Folksänger Pete Seeger hat die Passage umgegossen in das Lied „Turn Turn Turn“, und angetrieben von den Glockenklängen aus Jim McGuinns zwölfsaitiger Rickenbacker-Gitarre verbuchten die Byrds vor jetzt fast fünfzig Jahren damit einen großen Hit. Zeiträume, Zeiträume, mein, dein, unser Leben... Ein Rest des heidnischen Konzepts von der zyklischen, sich wiederholenden Zeit hat überlebt in der weltlichen Lyrik. Und weil wir es vorhin mit Äpfeln aus China hatten, komme ich zum Schluß nochmal auf deutsche

Walnüsse. Die nämlich, die auf Katharina Sommers Nähzeichnung am Eingang zum Raum der Stille zwischen den Händen unterschiedlicher Generationen hin und her gehen. Das Gedicht „Corona“ von Paul Celan hebt an mit den Versen: „Aus der Hand frißt der Herbst mir sein Blatt: wir sind Freunde./Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehn./ Die Zeit kehrt zurück in die Schale.“

© Dr.Roland Held, Darmstadt 2013